

Madeleine zu, ergriff ihre Hände und drückte ihr einen mütterlichen Kuss auf Stirn und beide Wangen. Dann erst nahmen alle Platz, und die Hausherrin gab der Köchin ein Zeichen, das Essen auftragen zu lassen.

Madeleine nahm kaum wahr, wie das gemeinsame Diner verlief, wie all die erlesenen Speisen, welche die Köchin gezaubert hatte, schmeckten. Die ganze Zeit über dachte sie nur daran, was dieser Abend noch bringen würde. Eine einzige Frage, die ihr ganzes Leben verändern und die sie ohne Zögern mit »Ja« beantworten würde. Madeleine, die ihrem Vater hier in Berlin den Haushalt führte, die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten ins Reine schrieb und ihn auf jedwede Art unterstützte, wusste, dass es ein Glücksfall war, einem Menschen wie Paul zu begegnen. Er stand kurz davor, eine eigene Praxis zu eröffnen, sein Leben ganz dem Dienst an den Kranken zu widmen. Und selten hatte Madeleine zwei Menschen erlebt, die sich in ihren Zielen und Interessen so sehr ähnelten, sich auf solch selbstverständliche Art verstanden, wie Paul und ihr Vater Albert. Hatten sich doch beide mit aufrichtiger Hingabe der medizinischen Wissenschaft und der Heilung ihrer Patienten verschrieben.

Pauls Vater, Oberst von Gerlau, war einige Jahre zuvor verstorben, sodass Madeleine ihn nicht mehr kennengelernt hatte.

Nach dem wenigen, was Paul über den alten Obersten erzählt hatte, musste dieser ein harter, unerbittlicher Mann gewesen sein, mit starren, sehr rückwärtsgewandten Ansichten, der sich zudem stets seiner persönlichen Bekanntschaft mit Otto von Bismarck rühmte. Daher hätte es beinahe zu einem Zerwürfnis geführt, als Paul gegen den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters ein Medizinstudium aufgenommen hatte, was dessen Plänen grundlegend zuwiderlief. Hatte er seinem gesellschaftlichen Stand entsprechend doch für seinen Sohn ebenfalls eine Offizierskarriere vorgesehen.

Nur höchst widerstrebend hatte sich Paul schließlich dem Druck seines Vaters gebeugt, sein Studium unterbrochen und nicht nur seinen Wehrdienst im Garderegiment, der Elitetruppe des preußischen Monarchen angetreten, sondern dort anschließend auch noch zwei zusätzliche Jahre als Freiwilliger abgeleistet. Genauer gesagt, im 4. Garderegiment Königin, das in Coblenz, in der weit entfernt gelegenen preußischen Rheinprovinz, stationiert war. Fünf lange Jahre, die Paul, der nicht das geringste Interesse für das Militärhandwerk aufbringen konnte und es vorgezogen hätte, sich ausschließlich der Medizin zu widmen, wie eine Ewigkeit vorgekommen waren.

Als dann im Januar des Jahres 1864 der Krieg gegen Dänemark ausbrach, war Paul gezwungen gewesen, mit seinem Regiment in die Schlacht zu ziehen, und zwei Jahre später, im Sommer 1866, ein weiteres Mal beim Feldzug gegen Österreich. Erfahrungen, über die er nur selten sprach, die ihn jedoch tief geprägt haben mussten. Denn gleich nach dem plötzlichen Tod seines Vaters hatte Paul seinen Dienst bei der Armee quittiert, um – endgültig, wie er hoffte – ins zivile Leben zurückzukehren, seine Studien beenden und als Arzt wirken zu können.

Verheißungsvolle Zukunftsaussichten, würde da nicht das Damoklesschwert einer drohenden Wiedereinberufung über ihm hängen. Madeleine wusste, wie besorgt Paul aufgrund der jüngsten politischen Entwicklungen war. Ereignisse, durch welche sich die Fronten zwischen dem Französischen Kaiserreich und Preußen, ja dem gesamten

Norddeutschen Bund, bedeutend verhärtet hatten. Allen voran die unselige Frage nach dem Fortgang der spanischen Thronfolge, bei der die französische Seite unbedingt verhindern wollte, dass ein Hohenzoller den verwaisten spanischen Thron besetzte. Durch einen wohl recht rüde verlaufenen Zusammenstoß zwischen dem französischen Botschafter und dem preußischen König Wilhelm I., der sich jüngst in Ems abgespielt hatte, drohte die ohnehin schon angespannte Lage nun vollständig zu kippen.

Aber das war nicht der einzige Grund, weshalb Madeleines Mutter Clotilde nicht nach Berlin gereist war, um der Verlobung ihrer einzigen Tochter mit einem Preußen beizuwohnen. Obgleich dieser aus wohlhabendem Hause und von Stand war.

*Nicht jetzt*, beschwor sich Madeleine, während sie langsam den Dessertlöffel ablegte, *nicht jetzt darüber nachdenken ...*

Dennoch schmerzte es sie, dass auch ihr Bruder nicht gekommen war. Clément, dem sie in Kindertagen so nahegestanden, dessen ungezügelter Temperament sie stets fasziniert hatte. Doch seit er nach Paris gegangen war, um Jura zu studieren, war es zwischen ihnen zu einer spürbaren Entfremdung gekommen. Nur ein einziges Mal hatte er ihren Vater und sie in Berlin besucht und bei dieser Gelegenheit auch Paul kennengelernt. Bis heute fragte sie sich, ob ihr Bruder damals aus Zorn oder aus Eifersucht so plötzlich wieder abgereist war. Eifersucht auf einen jungen Mann, den offensichtlich so viel mehr mit seinem Vater Albert verband als Clément selbst und der ihm zudem die Schwester abspenstig machte.

»Liebe Familie ...« Pauls sonore Stimme ließ sie ins Hier und Jetzt zurückkehren. Er lächelte. »Ich bin dankbar und glücklich, dass wir heute hier zusammengekommen sind, um zu essen, zu trinken und gemeinsam unsere Verlobung zu feiern.«

Madeleine errötete, hielt aber Pauls Blick stand. An der Art, wie er sich durch das kurze aschblonde Haar fuhr, erkannte sie, dass er nicht ganz so gelassen war, wie er sich gab. Ein angenehmer Schwindel erfasste sie, als er aufstand und neben sie trat. Fest ergriff er ihre Hände und zog sie hoch. Sie spürte die Wärme seines Körpers, nahm den ihm eigenen Geruch nach Sauberkeit wahr, nach Lauge und medizinischem Alkohol.

»Ich habe heute die besondere Ehre, Mademoiselle Madeleine, der Tochter des geschätzten Docteur Tellier ...« Wie durch Nebel hindurch vernahm sie seine Worte. Weit entfernt und doch unendlich nah. »... die wohl schönste aller Fragen zu stellen.«

Er sah sie an, und in seinen grauen, sonst meist konzentriert blickenden Augen stand ein anderes Gefühl ... eines, das ihr eigenes widerspiegelte, in all seiner Aufrichtigkeit und Tiefe.

Ein angespanntes Warten schien über dem Raum zu liegen. Das Wohlwollen und die Zustimmung in den Mienen seiner Mutter und ihres Vaters mischten sich mit der Wärme des Sommerabends, dem Rausch ihres eigenen Glücksgefühls.

»Sicherlich wird es Leute geben«, fuhr Paul fort, »die uns vorwerfen werden, es sei nicht wirklich die passende Zeit für eine derartige Verbindung, da die politische Lage zwischen unseren beiden Ländern so angespannt ist. Ich aber bin der Meinung, dass es gerade in Zeiten der Krise Menschen geben muss, die fest zueinanderstehen, die in ihrem privaten Leben ein Beispiel geben für Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Vertrauen und Freundschaft, auch über die Landesgrenzen hinweg. Und mir genügt es zu wissen, dass

alle, die sich heute mit mir in diesem Raum befinden, diese Verbindung gutheißen und segnen werden.« Seine Augen lächelten, als er endlich zu der lang ersehnten Frage ansetzte. »Madeleine, seit du in mein Leben getreten bist, ist nichts mehr, wie es einmal war. Die Welt mag sich seither nicht verändert haben, sie ist noch genauso dunkel, korrupt und grausam wie zuvor. Und doch ist es um mich herum heller geworden, heller, freundlicher und strahlender. Durch dich habe ich die Hoffnung auf ein besseres Morgen, eine bessere Zeit ... Deshalb frage ich dich hier und jetzt vor den Augen meiner Mutter, die ich über alles liebe, und deines Vaters, den ich mehr schätze, als ich es auszudrücken vermag: Würdest du mir die Ehre erweisen ...«

Das Läuten der Türglocke ließ ihn verstummen.

Madeleine fuhr zusammen und sah ihn an. Er schüttelte kurz den Kopf und schien nicht gewillt, sich bei dieser wichtigen Angelegenheit stören zu lassen. Im Flur wurden Stimmen laut.

Paul räusperte sich. »Madeleine, würdest du mir die Ehre erweisen, meine ...«

Ein zaghaftes Klopfen unterbrach ihn erneut. Unwillig wandte er sich um, die Brauen leicht zusammengezogen. Die Tür öffnete sich, und die Haushälterin trat mit hochrotem Kopf herein. Es fiel ihr sichtlich schwer, die traute Runde zu stören, und mit plötzlich aufkeimender Furcht fragte sich Madeleine, was geschehen sein mochte.

»Auguste«, sagte Paul ruhig. Es klang wie eine Frage.

Die korpulente Frau knickte. »Entschuldigen Sie, dass ich störe, gnädiger Herr ...« Sie stockte, und ihr fülliges Gesicht wurde noch eine Spur dunkler. Hastig blickte sie über die Schulter, was darauf hindeutete, dass sich im Flur noch eine weitere Person befand. »Aber das hier ist für Sie abgegeben worden ... Es sei dringend. Ich möge es direkt übergeben und auf Antwort warten ... Es ist ...«

Paul zögerte einen Moment. Dann löste er sich aus der Starre und ging steifbeinig auf die Haushälterin zu.

Mit bebenden Händen reichte sie ihm das Schreiben. »Es tut mir leid, Herr Doktor«, murmelte sie kaum hörbar. »Es tut mir so leid.«

Ohne auf ihre Worte einzugehen, nahm er das Papier entgegen, warf einen Blick auf das Siegel und brach es. Schnell hatte er das Schreiben auseinandergefaltet und überflog es. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht, seine Augen wurden hart.

Madeleine hatte das Gefühl, als würde sich eine eiskalte Hand fest um ihr Herz krallen. Sie sah, wie Paul nickte und der aufgeregten Haushälterin beruhigend die Hand auf die Schulter legte.

»Ich danke dir, Auguste. Es war richtig, dass du gekommen bist.«

Die ältere Frau entspannte sich sichtlich, ihre Stimme zitterte nur noch leicht, als sie zögernd hinzufügte: »Im Flur ... im Flur wartet ein Uniformierter auf den gnädigen Herrn.«

Madeleines Mut sank. Auch ohne dass es ausgesprochen wurde, wusste sie, dass das nichts Gutes zu bedeuten hatte.

Langsam, mit der ihm eigenen Ruhe, die sie so sehr an ihm liebte, warf Paul einen Blick in die Runde, die in ein betretenes Schweigen verfallen war. »Ihr entschuldigt mich?« Ohne eine Antwort abzuwarten, trat er nach draußen.

Durch die nur angelehnte Tür drangen gedämpfte Gesprächsfetzen ins Speisezimmer. Obgleich Madeleine kein Wort verstand, ahnte sie, was da besprochen wurde.

Eine Ewigkeit verstrich, in der niemand etwas sagte, niemand sich rührte. Die gesamte Szenerie wirkte wie eingefroren. Nur die Flammen der Kerzen auf dem Tisch bewegten sich in der durch das Fenster hereinströmenden Abendbrise.

Als Paul zurückkam, war er so blass, wie Madeleine es nie zuvor bei ihm gesehen hatte. Einem Impuls folgend machte sie zwei Schritte auf ihn zu, fasste kurz seine Hände, die so kalt waren wie ihre eigenen.

»Meine Lieben«, sagte er langsam. »Ich bedaure sehr, euch mitteilen zu müssen, dass unsere kleine Feier leider zu Ende ist.«

Ein heftiges Ausatmen war zu hören. Es kam von Helma, die sich bei den Worten ihres Sohnes erhoben hatte. In ihrer Miene zeichnete sich die gleiche Bestürzung ab, die auch Madeleine empfand.

»Die Lage hat sich zugespitzt«, fuhr Paul fort. »Der Norddeutsche Bund wird morgen offiziell die Mobilmachung anordnen, und auch ich bin wieder einberufen worden.«

Wie in Trance sah Madeleine, dass ihr Vater bei diesen Worten zusammenzuckte, Tränen in seine Augen traten.

Stumm ging Helma von Gerlau auf ihren Sohn zu und drückte seine Hand. »Wann?«, fragte sie dann leise und gefasst, und wieder spürte Madeleine die Zuneigung, die sie für diese zierliche Frau empfand.

»So schnell wie möglich. In zwei Tagen. Mir bleibt gerade noch Zeit, meine Sachen zu packen und mich nach Coblenz aufzumachen. Und von dort aus ...« Er ließ den Rest des Satzes unausgesprochen, doch jeder der Anwesenden wusste, was er sagen wollte.

*In den Krieg*, der nicht nur das Land mit Tod und Verderben überziehen, sondern eine womöglich unüberbrückbare Kluft zwischen ihren beiden Ländern aufreißen würde. Zwischen Frankreich und Preußen – und vielleicht sogar den anderen deutschen Staaten.

Erschüttert schloss Madeleine die Augen. Der schwelende Hass, der all die Jahre unter der Oberfläche geschlummert hatte, würde neue Nahrung bekommen, an allen Ecken und Enden auflodern. Paul und sie würden sich genau dazwischen befinden, im Herzen eines Konfliktes, den keiner von ihnen gewollt hatte. Sie würden sich lange nicht wiedersehen – vielleicht niemals.

Von diesem Tage an standen sie auf gegnerischen Seiten.

## KAPITEL 2

*Berlin, 15. Juli 1870*

Paul war allein im Speisezimmer zurückgeblieben. Der Tisch war abgedeckt, Geschirr, Servietten und das wertvolle Tafelsilber waren verschwunden. Nur noch die Kandelaber standen verloren auf der sorgsam geplätteten Tischdecke, auf der ein Rotweinfleck prangte. Wie ein blutiges, unglückverheißendes Omen.

*Krieg ...* nach nur vier Jahren wieder ein Krieg. Allzu gut wusste Paul, was das bedeutete. Übelkeit stieg in ihm auf, das Dröhnen der Geschosse, die Schreie von Sterbenden und Verwundeten hallten in seinem Kopf wider. Sein Mund war trocken, und doch fühlte er sich nicht dazu in der Lage, zur Kommode zu gehen, um sich einen Schluck Branntwein einzuschenken. Eine Tür knarrte leise, und er hob den Kopf.

Im hereinfallenden Licht des Flures stand Madeleine. Wann war sie zurückgekommen? Sie hatte doch ihren Vater nach Hause gebracht. Er hatte es nicht läuten hören.

Mit herabhängenden Armen blieb sie im Türrahmen stehen und sah ihn an. Er sprang auf, eilte auf sie zu und zog sie wortlos an sich. Sie rührte sich nicht, verharrte regungslos in seiner Umarmung.

»Wir werden abreisen«, sagte sie nach einer Weile. »*Papa* ist schon dabei, die Wohnung aufzulösen. Gleich morgen kümmern wir uns um die Zugfahrkarten. Ende des Monats dann ...«

Sie sprach nicht weiter, doch Paul verstand, was sie damit sagen wollte.

*Ende des Monats werde ich Preußen verlassen ...*

Nur die anerzogene Beherrschung hinderte ihn daran, seine Verzweiflung hinauszuschreien, seine Wut, seine brennende Enttäuschung, seine Liebe.

»Das Sanitätscorps hat mich ohne weitere Rücksprache meinem früheren Regiment zugewiesen, im Rang eines Stabsarztes. Daher muss ich mich auf direktem Weg nach Coblenz begeben«, sagte er leise und nahm dankbar wahr, dass die junge Frau in seinem Armen sich wieder gefasst hatte. »Wenn da nicht Bismarck seine Hände ... Sonst hätte ich euch doch ... Verflucht!«

»Pst.« Ein Finger legte sich auf seine Lippen. »*Ne dis rien*. Sag nichts.«

Langsam hob Madeleine den Kopf, schmiegte ihre Stirn an seine Wange. Dann suchten ihre Lippen die seinen, hastig, verzweifelt. Er presste sie an sich, wollte sie nie wieder loslassen.

»*Je vais t'attendre*.« Ihre Worte klangen wie ein Schwur, während sie sich langsam von ihm löste. »Ich werde auf dich warten. Ganz gleich, wie lange es dauert ... notfalls bis ... *jusqu'à la mort*. Bis in den Tod.«

Paul ergriff ihre Hand und drückte sie fest. »Dann hilft es nur noch zu beten, dass es nicht dazu kommt.«